

EBERHARD JÜNGEL

Laudatio für Reinhard Henkys
anlässlich der Verleihung des
Karl-Barth-Preises 1996³

Herr Ratsvorsitzender! Herren Bischöfe und Präses! Herr Präsident! Meine Damen und Herren! Verehrter und lieber Herr Henkys!

„*Prophete rechts, Prophete links, / Das Weltkind in der Mitten*“!

Goethes sehr schnell zum geflügelten Wort avancierte Bemerkung hat – die Leser von Dichtung und Wahrheit erinnern sich – ihren ursprünglichen Sitz im Leben *bei Tische*. Der Satz rekapituliert die Position des Dichters zwischen Lavater auf der einen und Basedow auf der anderen Seite. Lavater belehrt einen Geistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung und sitzt – wem leuchtete das nicht ein? – *rechts* von Goethe. Basedow beweist einem Tanzmeister, daß die Taufe ein überholter Brauch sei. Wen wundert es; daß er *links* sitzt? Der zwischen beiden sitzende Dichter aber widmet sich, während die theologisch engagierten Herren rechts und links von ihm das große Wort führen, den Genüssen der Mahlzeit:

„*Prophete rechts, Prophete links, / Das Weltkind in der Mitten*“!

Die Berliner des 19. Jahrhunderts haben das Goethesche Diktum ungeniert, wie sie nun einmal sind, auf ihren Gendarmenmarkt und sein einzigartiges architektonisches Ensemble mit dem rechts und links von zwei stattlichen Domen umgebenen Schauspielhaus übertragen. Das war eine zwar kecke, aber geistreiche Übertragung. Doch sie hat den unverzeihlichen Fehler an sich, daß wir, meine Damen und Herren, die wir uns aus Anlaß der Verleihung des Karl-Barth-Preises an Reinhard Henkys hier im französischen Dom, also bei einem der beiden architektonischen Propheten versammelt haben, am falschen Ort zusammengekommen zu sein scheinen. Denn Reinhard Henkys, Pfarrerskind von Geblüt und Bruder eines Theologieprofessors von unverwechselbarem Profil, pflegte und pflegt trotz solcher theologischen Familienbande auf allzu distanzlose Fragen nach seiner eigenen theologischen Identität einigermaßen spröde darauf hinzuweisen, daß er nichts anderes als – ja, eben ein *Weltkind* sei. Angesichts dieses seines pointiert kundgetanen Selbstverständnisses sind wir in diesem aesthetisch überaus eindrucksvollen Gotteshaus – Aesthetik hin, Aesthetik her – „*voll daneben*“. Wir sind zudem, was die Sache – zumindest nach dem Urteil eines respektablen Teils der hier Versammelten – nicht besser

3 Französische Friedrichstadtkirche, Berlin, 27. November 1996.

machen dürfte, vom Schauspielhaus her gesehen *rechts daneben*. Also ganz und gar daneben?

Doch das, meine Damen und Herren, muß nun tapfer ertragen werden. Und auch Sie, liebes Weltkind Henkys, werden es tapfer ertragen müssen, daß Sie für diesmal die Propheten nicht links und rechts *neben* sich haben, sondern daß Sie sich nun Ihrerseits mitten in die Prophezei versetzt vorfinden.

Prophetisch existiert die Kirche nun allerdings, indem sie „selber ganz und gar, durch und durch weltlich ist“. So urteilt jedenfalls Karl Barth (KD IV/3, 828), dessen Theologie unter uns zur Wirkung kommen zu lassen, zum Sinn des Preises gehört, den die Evangelische Kirche der Union nach ihm benannt hat und den sie heute an Reinhard Henkys vergibt. Für Barth gehört dies, daß die *Kirche* selber ganz und gar und durch und durch *weltlich* ist, keineswegs zu den vielfältigen Schwächen und Mängeln der Kirche. Die Weltlichkeit der Kirche gehört vielmehr zum Wesen der Kirche. „Es geht also nicht an, das zu beseufzen, das weg zu wünschen, das als ein pudendum verschweigen ... zu wollen“, daß die Kirche ganz und gar weltlich ist – heißt es bei Barth weiter. Weltlich ist die Kirche nämlich insofern, als sie selber nichts anderes ist als Welt, freilich Welt in der Kehre zu Gott. Als solche hat sie der noch nicht in dieser Kehre existierenden „gottlosen“ Welt zu bezeugen, daß alle Welt in Gott ihren Herrn und ihren Freund hat.

Und so gilt denn, daß so, wie ein wirklich erwachsener Mann nur der ist, der das Kind in sich – statt es zu töten – *leben* läßt, daß genau eben so ein wahrer Prophet nur der ist, der das „Weltkind“ in sich – nicht etwa nur duldet, sondern – ausdrücklich *bejaht*. Insofern sind wir in diesem Gotteshaus und in der in ihr versammelten Christengemeinde allem zuvor Gesagten zum Trotz nicht nur an einem passenden, sondern am einzig richtigen Ort. Wir sind es, weil die Kirche – noch einmal mit den Worten Barths formuliert – „der Ort in der Welt“ ist, „an dem dieser [Welt] die Augen über sich selbst aufgehen“ (KD IV/3, 880).

Reinhard Henkys erhält den Karl-Barth-Preis, weil er durch seine sehr weltliche Tätigkeit als Publizist, Dokumentator und Kommentator des kirchlichen und nichtkirchlichen Zeitgeschehens auf seine Weise dazu beigetragen hat, daß die Kirche immer wieder der Ort wird, an dem der Welt die Augen über sich selbst aufgehen. Es liegt in der Logik der Barthschen These, daß damit zugleich allerdings auch *der Kirche* die Augen über sich selbst geöffnet werden.

Für beides hat Reinhard Henkys Sorge getragen. Und er hat das dadurch getan, daß er selber mit wachen Augen tief in die Welt geblickt und die Tiefendimension, die jede Oberfläche hat, an eben dieser Oberfläche des Weltgeschehens kenntlich gemacht hat. Seine Sprache ist denn auch frei von jeglichem Tiefsinn. Sie bleibt an der – kontrollierbaren! – Oberfläche, sie bleibt aber so an der Oberfläche, daß sie es dem Leser verwehrt, die Oberfläche des Geschehens oberflächlich zu verstehen. Die Sprache Henkys' skizziert, bringt aber mit der Skizze immer mehr als nur Details zur Darstellung. Präzis und doch die intellektuelle Anschauung des Lesers evozierend ist seine Sprache eine Sprache, die trifft. Sie trifft den konkreten Fall, die zeitgeschichtliche Begebenheit und ihren sich oft und gern verbergenden Hintergrund. Sie trifft

aber zugleich die Urteilskraft des Lesers, dem das Urteilen nicht abgenommen, sondern vielmehr zugemutet wird.

Das gilt vor allem für die Artikel, mit denen Reinhard Henkys in seiner heimischen Berliner Kirchenzeitung mit einiger Regelmäßigkeit das Zeitgeschehen analysiert und kommentiert hat. Wahrscheinlich ist ihm dieses scheinbar bescheidene, in Wahrheit aber höchst anspruchsvolle Genre publizistischer Tätigkeit sogar das liebste Genus. Verlangt dieses Genre doch sehr viel mehr Authentizität als weiter ausholende Texte. Die kleine Form verlangt große Konzentration. Henkys ist ein Meister der kleinen literarischen Form. In den vielen kleinen Artikeln kommt die unverwechselbare, das Urteilsvermögen der Leser provozierende Handschrift von Reinhard Henkys wohl am unmittelbarsten zur Geltung.

Erkennbar ist sie allerdings bereits in seinen vor mehr als 30 Jahren erschienenen Arbeiten, die zur Auseinandersetzung mit den Verbrechen des nationalsozialistischen Deutschland ermutigen wollten. Man könnte auch sagen, daß Henkys mit seiner nüchternen, deskriptiven Erörterung des systematischen Gruppen- und Völkermordes dem in diese Verbrechen nolens volens verstrickten deutschen Volk diese seine Verstrickung so vor Augen führte, daß nicht nur verantwortungsvolle Rede von dem, was geschehen war, als notwendig erkannt wurde, sondern – und das wiegt schwerer – daß solche Rede zugleich allererst *ermöglicht* wurde. Denn über das, was vor Entsetzen stumm macht, reden zu sollen, kann, wenn solches Reden *nicht ermöglicht* wird, nur zur Verstockung führen. Dies um so mehr, als man sich nicht nur über das, was geschehen war, sondern auch über sich selbst entsetzen mußte. Henkys hat in seiner 1960 erschienenen, mit der Frage *War es wirklich so schlimm?* überschriebenen Studie und in seinem 1964 publizierten Buch *Die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen. Geschichte und Gericht* mit klaren Analysen aufgezeigt, daß „die Gesellschaft“ unbeschadet „der individuellen Tatschuld der gerichtlich zu überführenden Täter ... doch insofern teil[hat] an dem Völkermord ...“, als in ihr sich die Voraussetzungen entwickelt haben, die den Massenmord möglich machten. Die ihn dann verübt haben, waren in der Regel Menschen, die persönlich nicht zur Kriminalität disponiert waren und denen meist zugestanden werden muß, daß sie in den Jahren vor und nach ihrer Beteiligung an den nationalsozialistischen Mordtaten ihr Leben in bürgerlicher Ehrbarkeit geführt haben ... Dieses Phänomen belastet die Gesamtheit“.

So Henkys gleich am Anfang seines Buches, das auf eindringliche Weise plausibel macht, wie schon die ideologische Fixierung auf die *Verschiedenartigkeit* menschlicher Rassen, vollends aber die der perversen Steigerung des eigenen Selbstwertgefühls dienende Einteilung des Menschengeschlechtes in *verschiedenwertige* Rassen jenes Klima erzeugen half, in dem der organisierte Massenmord als Rassenmord durchführbar wurde. Henkys hat überzeugend vor Augen geführt, daß die ideologische Hochschätzung der eigenen „nordischen Rasse“ auf die Herabsetzung der Juden zur schlechthin minderwertigen Rasse als ideologisches Gegenstück angewiesen war, und wie diese bösartige Pseudos-theorie an den im Deutschland des 19. Jahrhunderts latenten und seit dem

Ende des ersten Weltkriegs immer virulenter werdenden Antisemitismus anknüpfen konnte. Henkys schreibt: „Von der theoretisch und propagandistisch vollzogenen qualitativen Unterscheidung zwischen Mensch und Mensch, die schließlich zur de-facto-Propagierung eines Unterschiedes zwischen Mensch und Jude ... führte, bis zu ihrer praktischen Anwendung sind es nur wenige Schritte, wenn die Theoretiker diktatorische Macht ausüben oder umgekehrt die Diktatoren ... sich solcher Theorien bedienen. Die nationalsozialistische Führung Deutschlands tat diese Schritte“: Die Juden mußten sterben, „nicht weil sie irgendetwas dem Regime Mißliebigen tatsächlich oder vermeintlich *getan* hatten, sondern nur deshalb, weil sie *existierten*“ (27).

Genauerhin bringt das Buch nach einer Erörterung der ideologischen Voraussetzungen des Massenmordes die Quellen zum Sprechen, die über die Mordaktionen selber, über die „Bilanz der Opfer“, über die gesetzlichen Grundlagen der gerichtlichen Ahndung der Verbrechen und über die seit 1945 bis zur Drucklegung der Untersuchung durchgeführten Prozesse informieren. Ein abschließender Teil rekapituliert die gewonnenen Erkenntnisse und benennt die Probleme, die sich angesichts der gewonnenen Erkenntnisse einstellen bzw. thematisch gemacht werden müssen.

Problembewußtsein – dieses die Tätigkeit Henkys im Ganzen kennzeichnende Wort ist hier ganz besonders am Platz. Denn Problembewußtsein für das dunkelste Kapitel deutscher Geschichte zu schärfen und oft überhaupt erst zu erzeugen – das ist das Verdienst dieser ersten systematischen Gesamtdarstellung der NS-Verbrechen. Vieles von dem, was in den letzten Monaten unter großem Aufwand der Printmedien und der Fernsehanstalten als angeblich neueste Erkenntnisse regelrecht zelebriert wurde – die Vertreter der deutschen Wissenschaft machten dabei übrigens eine ausgesprochen traurige, wenn nicht gar unfreiwillig komische Figur! –, konnte man bereits 1964 bei Reinhard Henkys lesen. Man konnte es bei ihm freilich so lesen, daß dem Leser Raum zum Atmen blieb. Und nur wer atmen kann, kann dann auch selber Worte finden: Worte der Scham, Worte der Reue, Worte, die gerade dadurch, daß sie dem Finsteren gelten, ins Helle führen.

Die ebenso unverständliche wie bedrückende Tatsache, daß dieses mit großer analytischer Kraft geschriebene, Zusammenhänge aufdeckende, zum Nachdenken zwingende, zum Erinnern befreiende Werk die öffentliche Anerkennung, die ihm gebührt, nur sehr bedingt gefunden hat, soll hier nicht kommentiert werden. Auch wenn die dafür eigentlich Zuständigen es nicht bemerkt haben: es ist ein großes Buch. Tolle, lege!

Weithin bekannt geworden ist Reinhard Henkys allerdings erst durch das andere Zentrum seiner publizistischen Tätigkeit, das der Berichterstattung über die „Kirche im Sozialismus“ galt. Bericht zu erstatten hatte er über eine hochkomplexe Situation, die es *zu kennen* und *zu durchschauen*, *zu analysieren* und *zu interpretieren* galt. Henkys hat dies in unzähligen kleineren und größeren Beiträgen für die *Evangelischen Kommentare*, das *Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt*, die *Berliner Kirche* und vor allem in der von ihm selbst herausgegebenen Zeitschrift *Kirche im Sozialismus* getan. Viele dieser Beiträge wurden in zwei

größeren Publikationen verarbeitet neu zur Geltung gebracht: in dem Buch *Die Evangelischen Kirchen in der DDR – Beiträge zu einer Bestandsaufnahme*, das 1982 publiziert wurde, und in dem Band *Gottes Volk im Sozialismus*, der 1983 erschienen ist. Es handelt sich um zwei Textsammlungen, an denen diejenigen, die einmal die deutsche Geschichte in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts schreiben werden, nicht gut werden vorbeigehen können. Das gilt auch für die nach der Wende verfaßte Gesamtdarstellung *Die Kirche im SED-Staat zwischen Anpassung und Widerstand* (1994).

Seit der Gründung des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR war Henkys mit scharf hinsehenden Augen und behutsam urteilendem Verstand dabei. Man sagt nicht zuviel, wenn man ihn als den besten westdeutschen Kenner der kirchlichen Situation in der ehemaligen DDR bezeichnet. Doch er war nicht nur *Kenner*, er hat sich auch darum bemüht *zu verstehen*, und zwar nicht nur jene hochkomplexe Gemengelage, in der die Kirche darauf bedacht sein mußte, inmitten eines atheistischen Weltanschauungsstaates existieren zu *können*, während der Staat es hinnehmen mußte, im Gegenüber zu einer ungewollten Kirche existieren zu *müssen*. Verstehen wollte Henkys nicht nur *die Strukturen* dieses komplizierten Geflechts von Beziehungen, sondern mehr noch *das Leben*, das sich in solchen Strukturen abspielte. Er wollte *lebendige Menschen* verstehen, die in einer von ihnen nicht gewählten Wirklichkeit leben mußten. Er wollte *die lebendige Kirche* verstehen, die „Kirche im Sozialismus“ sein mußte und es – mit großer positioneller Differenziertheit – nolens volens auch war: volentes – gar sehr volentes – die einen, nolentes die anderen, nolentes volentes die meisten.

Nebenbei bemerkt: wer die „Kirche im Sozialismus“ und das heißt konkret: wer die lebendigen Kirchen in der nunmehr toten DDR auch nur einigermaßen begreifen will, tut gut daran, sich hermeneutisch von Johann Wolfgang von Goethe leiten zu lassen. Der Dichter schreibt:

*Sieht man vom Markt in die Kirche hinein
Da ist alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister:
Der mag denn wohl verdrießlich sein
Und lebenslang verdrießlich bleiben.*

*Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Capelle;
Da ist's auf einmal farbig hellé.*

Henkys jedenfalls hat dem philiströsen Blick in die sogenannte Kirche im Sozialismus, er hat dem philiströsen Blick, der alles nur dunkel und düster sieht, entgegengearbeitet. Er wollte den im westlichen Teil Deutschlands lebenden Menschen zugleich mit jener hochkomplexen Situation, in der die ostdeutschen Christen existierten, die Nöte und Chancen des Lebens in dieser Situation zu verstehen ermöglichen.

⁴ Goethes Werke, hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, 1. Abt., Bd. 3, Weimar 1890, S. 171.

Von Georg Wilhelm Friedrich Hegel stammte der Satz: „Nicht's ist schlimmer, als wenn jemand anfängt, mir alles zu erklären. Denn zur Not verstehe ich auch alles selbst.“ Der Satz mag in vielen Fällen seine Richtigkeit haben. Im Falle der „Kirche im Sozialismus“ ist er falsch, ist er ganz und gar falsch. Ich, wenn ich für einen Augenblick von mir selbst reden darf, ich habe, obwohl ich lange in der DDR gelebt habe und das damalige Regime aus verschiedenen, keineswegs nur amüsanten Perspektiven kennengelernt und die Kirche in der DDR als einen Ort, in dem die Wahrheit eine Heimat hat, lieben gelernt hatte, ich habe schon wenige Jahre nach meiner Berufung von Ostberlin auf einen Lehrstuhl in Zürich vieles daheim *nicht mehr verstanden*. Und ich war geradezu gierig auf die Henkys'schen Berichte, die meinem Unverständnis, wenn auch nicht immer, so doch in der Regel abzuhelpfen vermochten.

Henkys hat die wechselvolle Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche in der DDR aufmerksam verfolgt und so pünktlich wie möglich dargestellt. Er hat wie wenige andere ermessen, was es bedeutet, daß es im real existierenden Sozialismus keine vom Staat einigermaßen klar unterscheidbare Gesellschaft gab. Das hatte zur Folge, daß die Kirche de facto zu einer und im Grunde zur einzigen Gegenöffentlichkeit gegenüber der vom Staat veröffentlichten Meinung wurde. Welche Aufgaben und welche Verführungen ihr dadurch zuwuchsen – das hat Henkys mit nüchterner Präzision erfaßt und vermittelt. Seine journalistischen Beiträge und seine Dokumentationen haben erheblich dazu beigetragen, daß man im Westen den Osten verstehen, mehr noch, daß man inmitten noch so großer Gegensätze *sich gegenseitig verstehen* und *verständigen* konnte. Ja, nicht selten hat er mit seinen Texten auch zur Selbstverständigung der Christen innerhalb der DDR und damit – jedenfalls indirekt – zum Ausgang der DDR-Bürger aus einer *nicht* selbstverschuldeten Unmündigkeit beigetragen. Daß das alles oft mühsam, sehr mühsam war, unterstreicht nur, wie notwendig jene Verständigungsprozesse waren.

Reinhard Henkys hat dabei durch seine Arbeit mit dem Wort und nur mit dem Wort als ein Brückenbauer mitgewirkt: ein *Pontifex*, wenn nicht *maximus*, so doch *optimus*, und auf jeden Fall ein *Pontifex Berolinensis*. Darin tat er es auf seine Weise dem unvergessenen Berliner Bischof Kurt Scharf gleich, dem er denn auch, als dieser von hier nicht namentlich zu erwähnenden Politikern und Politikerinnen zur Zielscheibe bössartiger Polemik gemacht wurde, publizistisch wirkungsvoll sekundierte. Heute, da die Gräben zwischen Ost und West wieder tiefer zu werden drohen, ermessen wir vielleicht noch deutlicher, wie notwendig solche Brückenbauer sind. Henkys war ein solcher freilich nur eben *de facto*. Selber kirchenpolitisch tätig zu werden, hätte er wohl als einen Übergriff „in ein frembd Amt“ (CA 28, BSLK, 122, 26) gehalten. Er hält den Versuch, als Journalist oder als zeitgeschichtlich arbeitender Wissenschaftler selber Politik machen zu wollen, sicherlich für verfehlt. Aber Henkys hat mit seinen Analysen und Interpretationen zu einer behutsamen und verantwortungsvollen *Urteilsbildung* angeleitet – einer *Urteilsbildung*, die sich dann auch politisch ausgewirkt hat.

Inzwischen hat sich die geschichtliche Lage – Gott Lob und Dank! – funda-

mental verändert. Die Veränderungen haben dazu geführt, daß sich auch dem Zeitgeschichtler völlig neue Quellen aufgetan haben: an erster Stelle die Akten des Staatssicherheitsdienstes – diese unendlich trübe Quelle, die da selbst, wo sie glasklar und eindeutig ist, durch und durch trübe bleibt und dennoch unverzichtbar ist. Wer diese Quelle *unzugänglich* machen will, steigert nur ihre Mißbrauchbarkeit. Doch noch ist mit anderen auch diese neue Quelle – Gauck sein Dank! – zugänglich. Es hat sich also auch für die Perspektive des nach historischer Wahrheit Fragenden so gut wie alles verändert. Doch siehe: die Urteilsbildung, zu der Henkys angeleitet hatte, sie hat Bestand. Darauf könnte er stolz sein. Er hat sich statt dessen, als er mit der Behauptung konfrontiert wurde, „jetzt müsse die Kirchengeschichte der ehemaligen DDR völlig umgeschrieben werden“, mit der Feststellung begnügt, er sei in seinen Einschätzungen – von Differenzierungen und Korrekturen im einzelnen abgesehen – im Ganzen in jenen Einschätzungen bestätigt worden, zu denen er als vom Westen her beobachtender langjähriger journalistischer Zeitgenosse gekommen war.

Vielleicht war das der Grund, weshalb man ihn – der inzwischen journalistisch bereits mit seiner ostpreußischen Heimat befaßt war und über diese genauso wie zuvor über die DDR mit Augenmaß und Einfühlungsvermögen berichtete – in einem kirchlichen Nachrichtendienst so etwas wie Kumpanei mit dem DDR-Regime anzuhängen versucht hat. Man hat seinen Namen zwar nicht genannt. Man brauchte ihn allerdings auch nicht zu nennen: der Leser wußte, wer gemeint war. Henkys habe, so der Vorwurf, die Leser der westlichen Presse „durch die Brille der SED informiert“. Der damalige Präsident im Kirchenamt der EKD wischte den ganzen Spuk mit der schlichten Feststellung weg, „daß wir immer außerordentlich dankbar waren“ und „dankbar bleiben für den Dienst, den Reinhard Henkys getan hat ... Henkys ist eine erste Adresse!“ Für den kirchlichen Nachrichtendienst, der jene Ente serviert hatte, und für den letztlich verantwortlichen „Ordinarius publicus für Staatssicherheitsdienstakten“ mag das homerische Gelächter, in das alle kundigen Thebaner damals ausbrachen, Strafe genug sein. Es dürfte im Sinne von Reinhard Henkys sein, wenn wir über diese Grotteske hier kein weiteres Wort verlieren.

Ein Wort zum Schluß jedoch noch zu der Frage, deren Erörterung manche von Ihnen, meine Damen und Herren, wohl bereits am Anfang dieser Laudatio erwartet haben! Der Karl-Barth-Preis für einen Journalisten, Publizisten und Dokumentator? Wie das? Der Name Karl Barth steht für „Kirchliche Dogmatik“ gut, und das heißt für eine Theologie, wie sie theologischer nicht gedacht werden kann. Was, um Himmels willen, hat eine derart steile Theologie mit der Zeitung zu tun und mit einem von denen, die sie machen?

Die Antwort ist verblüffend einfach. Ich gebe sie in Gestalt einer Klage des jungen Karl Barth, der am 11. November 1918 an seinen Freund Thurneysen seiner Trauer darüber Ausdruck gibt, daß man zwar abwechselnd über der Zeitung und über dem Neuen Testament brüte, aber doch eigentlich furchtbar wenig von dem organischen Zusammenhang zwischen Zeitung und Bibel erkenne, obwohl man gerade von diesem organischen Zusammenhang zwischen

der Zeitungswelt und der Welt der Bibel deutlich und kräftig sollte Zeugnis geben können. Barths Theologie war fortan darauf bedacht, die Bibel nicht ohne die Zeitung, mithin die christliche Wahrheit nicht ohne ihren jeweiligen Zeitbezug zur Geltung zu bringen. Und umgekehrt!

Die Zeitung und die, die sie machen, tragen nämlich auf ihre Weise ganz entscheidend dazu bei, daß die Kirche ihre ureigene Aufgabe, inmitten der Weltzeit Gottes eigene Zeit anzusagen, auf konkrete Weise zu erfüllen vermögen. Keine Frage: „Gottes Zeit ist die allerschönste Zeit“. Sie ist es aber nur dann, wenn sie an unserer irdischen Zeit nicht vorbeigeht, sondern vielmehr ganz und gar in sie eingeht. Wer Gottes Zeit ansagen will, der muß also die Weltzeit kennen. Daß die Frauen und Männer der Kirche mit Hilfe der Zeitung die Weltzeit so gründlich wie nur irgend möglich kennen lernen, dazu hat auf seine unverwechselbare Weise Reinhard Henkys das Seine getan. Er hat mit seinen journalistischen und publizistischen Beiträgen der Kirche dazu verholfen, daß sie nicht nur der Ort in der Welt wird, an dem dieser die Augen über sich selbst aufgehen, sondern daß die Kirche auch – um noch einmal Karl Barth zu zitieren – derjenige „merkwürdige Ort in der Welt“ wird, „an dem diese sich nicht nur sieht und versteht, wie sie ist“, sondern „an dem ihr auch ... erlaubt und geboten ist, mit sich selbst zum Frieden zu kommen“ und mit sich selbst „einig zu werden“. Es liegt auch hier in der Logik der Sache, daß damit zugleich auch der Kirche erlaubt und geboten ist, mit sich selbst zum Frieden zu kommen und mit sich selbst einig zu werden. Für das Verhältnis der deutschen Kirchen zueinander hat Reinhard Henkys mit seinem Werk dazu beigetragen, daß dieser Friede und diese Einigkeit gelingen kann.

Summa: Karl Barth, dessen bin ich gewiß, Karl Barth hätte über diesen Träger des Karl-Barth-Preises seine helle Freude gehabt. Ja, wenn an Barths eigener Eschatologie mit ihrer Dialektik von Zeit und Ewigkeit etwas Richtiges ist, dann freut er, dann freut der Alte sich jetzt, in dieser Stunde, wirklich, dann freut er sich im höhern Chor vom Himmel her mit uns zusammen über die Verbindung seines Namens mit Ihrer Person, lieber Reinhard Henkys. Über die dieser unserer festlichen Versammlung geltende Sottise freilich, die er bei dieser Gelegenheit den Engeln – jedenfalls denjenigen unter den Engeln, die auf den hintergründigen Basler Humor ansprechbar sind – zuflüstern dürfte, über diese Barthsche Sottise werden wir, meine Damen und Herrn, allerdings – zumindest solange wir noch Stunden auf Erden zählen – nur eben rätseln können ...